



Roswitha Gruber

Vom Zauber der Kindheit



Großmütter
erzählen

BRUNNEN



Roswitha Gruber

Vom Zauber der Kindheit

Großmütter erzählen

 **BRUNNEN**
Verlag GmbH · Giessen

© 2012 Rosenheimer Verlagshaus GmbH & Co. KG,
Rosenheim. Ungekürzte Lizenzausgabe mit freundlicher
Genehmigung des Rosenheimer Verlagshauses.



2022 Brunnen Verlag GmbH, Gießen
www.brunnen-verlag.de
Umschlagfoto: © Bundesarchiv, Bild 183-44206-0003 /
Fotograf: Schlegel
Umschlaggestaltung: Daniela Sprenger
Satz: DTP Brunnen
Druck: CPI books GmbH
Gedruckt in Deutschland
ISBN 978-3-7655-4378-4

Inhalt

Vorwort	5
Vaters Liebling	7
Stadtluft	30
Bergbauernkind	41
Der Vogelhändler	57
Eine Kindheit im Schloss	92
Prüfungen des Lebens	145
Ein konsequentes Mädchen	177
Vatersuche	209
Lehrerstöchter	239
Familie anno 1920	263
Der rote Fuchs	282
Ein kleines Glück	297
Die gute alte Zeit	307

Vorwort

Es hat mir seit jeher viel Freude gemacht, mich mit Frauen im Großmutteralter oder sogar im Urgroßmutteralter zu unterhalten und ihnen zuzuhören, wie sie aus ihrer Kinder- und Jugendzeit erzählen. Und mit der gleichen Begeisterung, mit der sie ihre Erinnerungen schildern, höre ich zu. Das Ergebnis solcher Begegnungen ist in diesem Band festgehalten.

Frauen kommen hier zu Wort, die aus den unterschiedlichsten Regionen und Gesellschaftsschichten stammen. Obwohl sie sehr verschiedenartige Lebensmuster hatten und die eine ein Schloss, die andere eine ärmliche Hütte ihr Zuhause nannte, ist ihnen vieles gemeinsam: Ihre Kindheit und Jugend waren überschattet vom Zweiten Weltkrieg. Einige von ihnen haben sogar noch den ersten großen Krieg miterlebt. Ihr Leben war bestimmt vom Kampf ums tägliche Brot, es war geprägt von Arbeit und Pflichterfüllung, von Entbehrungen und Gehorsam. Für Vergnügungen, Spiel und Ablenkung blieb nur wenig Zeit.

Trotzdem sehen sie rückblickend ihre Jugend überwiegend in einem rosigen Licht. Sie sind der

Überzeugung, dass sie alles in allem eine schöne Kindheit hatten und dass ihnen die viele Arbeit und die strenge Erziehung nicht geschadet haben. Alle diese Frauen haben sich eine gehörige Portion Lebensfreude und Optimismus bewahrt und schauen trotz ihres teilweise hohen Alters noch voller Tatendrang in die Zukunft.

Vaters Liebling

*Katharina, Jahrgang 1932, aus Mommenheim/
Rheinhausen*

Wenn ich an meine Kindheit zurückdenke, fällt mir auf, dass meine frühesten Erinnerungen mit meinem Vater zu tun haben. Meine Mutter trat erst in Erscheinung, als ich schon nicht mehr ganz so klein war. Das liegt sicher nicht nur daran, dass sie als Näherin viel außer Haus gearbeitet hat, denn auch mein Vater war als Vollzeitlandwirt nicht immer zu Hause. Wahrscheinlich ist der Grund dafür eher darin zu suchen, dass meine Mutter mit mir nicht viel anzufangen wusste.

Bestimmt hatte auch sie ihre guten Seiten, aber es war nicht gerade das, wonach ein kleines Kind sich sehnt. Mein Vater war da einfühlsamer, und er liebte mich wirklich, während ich bei meiner Mutter eher den Eindruck hatte, dass sie mich ablehnte. Sie begann sich erst für meine Person zu interessieren, als ich alt genug war, um arbeiten zu können. Das behauptete ich nicht nur, weil ich das als Kind so empfand. Es gibt

auch Aussprüche von ihr, die das belegen. Doch davon später.

Im Zusammenhang mit meinem Vater fallen mir eine ganze Reihe von Begebenheiten ein. Obwohl er sich oft mit mir beschäftigte, kam auch bei ihm die Arbeit an erster Stelle, denn davon lebten wir ja schließlich. Aber mein Vater verstand es, die Arbeit spielerisch zu gestalten, und so entstand das bei mir sehr beliebte Spiel „Bohnenmühle“. Jedes Mal, wenn wir Stangenbohnen ausgepalt hatten, „auskiwweln“ sagte man bei uns, nahm er ein Blatt Papier und zeichnete ein Mühlespiel auf. Derweil suchte ich aus dem Bohneneimer neun große weiße und neun dunkle Bohnen aus. Damit spielten wir Mühle. Das war seine Art Belohnung für meine Arbeit. Aus meiner Sicht war das jedoch keine wirkliche Arbeit gewesen, sondern nur die Vorbereitung zum Mühlespiel. Eigenartigerweise gewannen wir immer abwechselnd. Ob er da ein bisschen zu meinen Gunsten gemogelt hat?

Auch eine andere Arbeit machte mir der Vater erträglicher – das Abkeimen von Kartoffeln. Da die Keime schädlich für Schweine sind, war es von klein auf meine Aufgabe, diese zu entfernen, bevor die Kartoffeln für die Schweine gekocht wurden. Ich verabscheute das. Deshalb

breitete mein Vater eines Tages, bevor er aufs Feld ging, die entsprechende Menge Kartoffeln im Hof aus und erklärte mir: „Es reicht, wenn du die Kartoffeln am Nachmittag kochst. Ich habe sie aber schon in den Hof gekippt, damit die Hühner die Keime abpicken. Dann hast du weniger Arbeit.“ Es funktionierte! Ich hatte nicht nur meinen Spaß, wenn sich die Hühner über die braunen Erdknollen hermachten, sondern es ersparte mir tatsächlich das zeitraubende Abkeimen. Ich brauchte nur noch ein wenig nachzuarbeiten. Dann wusch ich die Kartoffeln und warf sie in den großen Kessel.

Nicht nur die Arbeit, auch andere Fertigkeiten brachte mir der Vater „spielend“ bei. Von ihm lernte ich zum Beispiel das Schleifenbinden. Dazu befestigte er eine Kordel an einem Wagenrad. Schritt für Schritt machte er mir dann vor, wie man eine Schleife bindet. Während er den Wagen ablud, übte ich so lange mit der Kordel, bis ich ihm voller Stolz berichten konnte: „Ich kann's.“ Er war es auch, der mir das Sonnensystem erklärte. Das mag er zwar nicht in den richtigen Größenverhältnissen getan haben, aber er machte es so, dass ich verstand, wer wen umkreist. Als Erde diente ihm das Mehlfass, die Sonne war der Salznopf und der Mond das kleine blau emaillierte

Fettöpfchen. Diese Gefäße baute er auf dem Küchentisch auf und bewegte sie entsprechend umeinander. Viel später, als wir dieses Thema in der Schule durchnahmen, konnte ich mit meinem Wissensvorsprung glänzen.

Außer Äckern für Getreide, Rüben und Kartoffeln gehörten zum elterlichen Besitz auch Weinberge, und nachdem mein Vater herausgefunden hatte, dass ich Traubensaft liebte, füllte er jedes Jahr extra für mich fünfzig Liter ab. Damit er haltbar wurde, musste ich in dem kleinen Dorfladen ein weißes Pulver kaufen, das unter den frischen Most gerührt wurde, bevor er in Flaschen abgefüllt, verkorkt und an einem gesonderten Platz im Weinkeller für mich aufgehoben wurde.

In der Kriegszeit war neben allem anderen auch der Zucker rationiert. Jeder Winzer bekam jedoch ein bestimmtes Kontingent – wenn ich mich nicht irre, einen halben Zentner –, damit er seinen Hastrunk süßen konnte. Das war eine Art Wein für den Eigenbedarf, aber so minderwertig, dass man für ihn diese Bezeichnung gar nicht verwendete. Der echte Wein, der direkt aus den Trauben gepresst wurde, musste ja verkauft werden, damit man Geld einnahm. Der

Haustrunk entstand, indem man auf die bereits ausgepressten Trauben, den sogenannten Trestter, Wasser gab. Diese Mischung ließ man stehen, bis sie gäerte. Dann presste man das Wasser wieder ab. Ohne Zucker war dieses Getränk kaum genießbar. Genügsam, wie mein Vater war, verwandte er aber nur wenig Zucker, damit der Mutter genug zum Backen blieb. Seinen Trunk süßte er stattdessen mit einem dicklichen Zuckerrübensirup, den er in einer mühsamen Prozedur selbst herstellte.

Aber auch ich war Nutznießer dieses Zuckers. Da es in meiner Kindheit so gut wie keine Süßigkeiten gab, durfte ich mit der Hand Zucker aus dem Sack schöpfen und davon so lange essen, bis ich nicht mehr konnte. Das war von meinem Vater nicht nur nett gemeint, sondern auch klug gedacht, denn auf diese Weise bekam ich bald genug von dem Zucker und hatte kein Interesse mehr, heimlich davon zu naschen.

In meiner frühen Kindheit, ich war noch nicht schulpflichtig, ist es einmal vorgekommen, dass mitten im Winter unsere Kühe die Maul- und Klauenseuche hatten und unser Hof unter Quarantäne stand. Man konnte bleiben – oder man ging und durfte nicht zurück, bis alles vorbei war. Nun stand ich vor der Wahl, meine Mutter

zu ihrer Nähkundschaft zu begleiten und dort auch zu übernachten, oder mit meinem Vater in wochenlanger Abgeschiedenheit auf dem Hof auszuharren. Ich entschied mich für den Vater, denn es machte mir überhaupt nichts aus, allein mit ihm im Haus zu sein. Manchmal stand ich am Fenster und beobachtete das Treiben auf der Straße. Oftmals blieben Kinder unter dem Fenster stehen und starrten mich an, als ob ich ein Affe im Zoo wäre. Neben seiner Stallarbeit musste mein Vater sich damals auch um den Haushalt kümmern. Er machte das ganz großartig, zumal er ans Kochen ohnehin gewöhnt war, weil meine Mutter meistens bei ihren Kunden aß.

Anfangs habe ich geglaubt, sie nähe hauptsächlich, um den kargen Ertrag aus der Landwirtschaft aufzubessern. Heute denke ich, dass Nähen eine Art Leidenschaft von ihr war. Es war ihr wichtiger als alles andere. Es war bei ihr das, was man heute Selbstverwirklichung nennt. Dafür spricht auch die Geschichte, von der ich gar nicht weiß, wie oft sie sie mir erzählt hat.

Sie hatte nie eine Schneiderlehre gemacht, nähte aber von Kindheit an wahnsinnig gern. Ihre Fertigkeiten hatte sie sich nach und nach durch Zuschauen erworben. Immer wenn die Näherin in ihr Elternhaus gekommen war, hatte sie mit

leuchtenden Augen hinter ihr gestanden und ihr zugesehen. Schon früh hatte sie angefangen, Puppenkleider zu nähen, und bald schon hatte sie sich an Schürzen für sich und ihre Schwestern versucht. Zu ihrem größten Bedauern aber musste sie alles mit der Hand nähen, denn es gab keine Nähmaschine im Haus – die Näherin brachte immer ihre eigene mit. Mutters sehnlichster Wunsch war es von klein auf gewesen, eine solche Maschine zu besitzen. Deshalb häufte sie Pfennig auf Pfennig, Mark auf Mark. Sie sparte ihr Kirmesgeld, sie verzichtete auf ein neues Kleid und ließ sich stattdessen von den Eltern Geld geben. Von ihrer Patin erbat sie sich immer nur Bargeld als Geschenk. Um zusätzlich etwas zu verdienen, arbeitete sie neben ihren Pflichten im Elternhaus bei den Bauern auf den Feldern oder putzte beim Lehrer und beim Pfarrer. Als sie endlich genug beisammen zu haben glaubte, fuhr sie nach Mainz. Stolz betrat sie den Laden, in dem das Objekt ihrer Begierde stand. Selbstbewusst trug sie ihren Wunsch vor, doch als es ans Bezahlen ging, fehlten ihr fünfzig Mark. Tief enttäuscht fuhr sie nach Hause und sparte eifrig weiter. Bei ihrem nächsten Besuch in Mainz blätterte sie dem Ladeninhaber die Summe hin, die er beim vorigen Mal genannt hatte. „Mein liebes

Fräulein“, lachte dieser gequält, denn er sah ein Geschäft durch die Lappen gehen. „Die Preise haben sich seit Ihrem letzten Besuch leider geändert. Heute kostet die Maschine das Doppelte.“ Wie niedergeschlagen meine Mutter in diesem Moment war, kann man sich vorstellen. Völlig mutlos kam sie zu Hause an und berichtete, was geschehen war. Da sprach ihr Vater ein Machtwort: „Mutter, jetzt gib endlich dem Mädchen das Geld, das es für die Maschine braucht.“

Am übernächsten Tag schon begleitete meine Großmutter höchstpersönlich mit wohlgefülltem Portemonnaie ihre Tochter nach Mainz. Jetzt verlangte der Händler mindestens das Dreifache von dem Preis, den er beim letzten Mal genannt hatte. Die Großmutter zuckte angeblich nicht einmal mit der Wimper. Sie zahlte den geforderten Betrag – wohl wissend, dass sie diese Maschine nie wieder so billig erwerben würde wie heute. Denn auch sie hatte inzwischen mitbekommen, dass Inflation herrschte und man froh sein musste, wenn man für sein Geld überhaupt etwas bekam. Ihre Tochter aber, meine Mutter, war überglücklich. So war sie 1923 in den Besitz einer Nähmaschine gekommen, auf der ich heute noch nähe. Meine Mutter vervollständigte ihre Nähkünste und war bald sogar in der Lage,

eigene Schnitte anzufertigen. Drei Jahre nach dem Maschinenkauf heiratete sie, und von nun an trug mein Vater ihr die Maschine immer in die Häuser der Kunden.

Als ich im zweiten oder dritten Schuljahr war, musste ich meist zum Nähen mitgehen. Aber nicht, damit ich beaufsichtigt war, sondern um zu helfen. Damals gab es ja noch keine Zickzack-Maschinen. Alle Nähte mussten von Hand versäubert werden. Meine Mutter zeigte mir, wie das ging, und danach musste ich stundenlang umstechen. Diese Arbeit habe ich gar nicht gerne gemacht, weil ich es hasste, still zu sitzen und dazu beständig unter den Augen meiner Mutter zu sein. Als mich einmal eine Kundin bedauerte und zu meiner Mutter sagte: „Lisbeth, lass das Kind doch nicht immer nähen. Es möchte sicher viel lieber draußen rumspringen“, da reagierte sie wie eine Furie: „Was soll das? Meinst du vielleicht, ich hätte mein Leben aufs Spiel gesetzt, nur dass die da draußen rumspringt?“

Diese Worte beeindruckten mich mächtig. Noch hatte ich keine Ahnung, woher die Kinder kamen, und wusste folglich auch nicht, auf welche Weise meine Mutter dabei ihr Leben aufs Spiel gesetzt haben konnte. Aber die Worte „Leben aufs Spiel setzen“ riefen in mir die Vor-

stellung hervor, dass meine Mutter etwas Großes, etwas Heroisches für mich vollbracht haben musste. Meine Achtung für sie wuchs, und ich entwickelte sogar eine gewisse stille Verehrung. Später, als ich dann um das Geheimnis von Zeugung und Geburt wusste, verlor meine Mutter diesen Heiligenschein wieder.

Kurze Zeit danach erfuhr ich von jemand, dass ich eigentlich einen Bruder gehabt hätte. Der sei drei Jahre vor mir geboren worden, aber tot zur Welt gekommen. Neugierig, wie ich war, nahm ich all meinen Mut zusammen und sprach meine Mutter darauf an. „Wenn dein Bruder am Leben geblieben wäre“, war ihre Entgegnung, „dann wärst du heute nicht auf der Welt.“

Diese Aussage traf mich hart, und der Rest an Zuneigung ihr gegenüber erlosch. Ihre Worte bestätigten mir, dass ich für sie eigentlich nur als Arbeitshilfe wertvoll war. Bei meinem Vater musste ich zwar auch arbeiten, aber auf eine andere Art. Mit ihm geschah das sozusagen auf einer Stufe. Bei der Mutter dagegen hatte ich immer das Gefühl von Herrin und Sklavin.